

Cañizares-Esguerra. Paradoxically, for a work which claims a more global approach, the bibliography includes references in the English language only. Nevertheless, through its enjoyable narrative, this book provides a comprehensive and useful overview on the global currents of the Atlantic world.¹

Note:

- 1 On the topic see also: D. Eltis, *Atlantic History in Global Perspective*, in: *Itinerario* 23 (1999), pp. 141-161; A. Games, *Atlantic Constraints and Global Opportunities*, in: *History Compass* 1 (2003), pp. 1-4; P. Coclanis, *Atlantic World or Atlantic/World?*, in: *William and Mary Quarterly* 63 (2006), pp. 725-742; J. Cañizares-Esguerra / E. Seeman (eds.), *The Atlantic in Global History, 1500-2000*, Upper Saddle River 2006; N. Canny, *Atlantic History and Global History*, in: J. Greene / M. Philip (eds.), *Atlantic History. A Critical Appraisal*, Oxford 2009, pp. 317-336; K. Kupperman, *The Atlantic in World History*, New York 2012.

Alexander Kraus / Martina Winkler (Hrsg.): Weltmeere. Wissen und Wahrnehmung im langen 19. Jahrhundert (Umwelt und Gesellschaft, Bd. 10), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014, 253 S.

Rezensiert von
Felix Schürmann, Kassel

Für kleinere Teilgebiete der Geschichtswissenschaft ist die Frage nach der Strategie gegenüber dem historiographischen Mainstream eine Gretchenfrage. Abgrenzung unter Verweis auf die spezifischen Beson-

derheiten des eigenen Forschungsbereichs ermöglicht eine hohe Spezialisierung um den Preis einer relativen Randständigkeit innerhalb der Fachdisziplin. Annäherung verspricht eine größere Wahrnehmung in der Breite um den Preis einer Reduktion von Differenzierung in der Tiefe. Historiker und Historikerinnen der maritimen Geschichte haben sich oft für den ersten Weg entschieden und dieses Teilgebiet damit in ein Dilemma geführt, wie Alexander Kraus und Martina Winkler konstatieren: Eine maritime Geschichte, die vehement auf einer grundsätzlichen Spezifität ihres Forschungsgegenstands „Meer“ beharrt, begünstigt nicht nur ihre eigene Marginalisierung, sondern trägt auch zu dem misslichen Umstand bei, dass der historiographische Mainstream in seiner Beschäftigung mit dem Maritimen wieder und wieder auf die immer gleichen Fragen zurückfällt. (S. 11–13) Einen Ausbruch aus dieser unbefriedigenden „Schleifenbewegung“ (S. 12) versprechen sich die Herausgeber vom zweiten Weg. Im vorliegenden Sammelband haben sie zu diesem Zweck elf gegenstandsbezogene Untersuchungen zu maritimen Themen zusammengestellt, die auf einen boomenden Forschungstrend aufspringen: die Wissensgeschichte. Mit dieser Herangehensweise wollen sie sich weniger in die klassische maritime Geschichte einreihen als vielmehr eine „kulturelle Meeresforschung“ anregen, die inner- wie interdisziplinäre Anschlussfähigkeit verspricht.

Räumlich will sich der Band nicht auf eines der Weltmeere beschränken lassen. Kohärenz stellt er durch einen engen zeitlichen Rahmen her, der das 19. Jh. – ganz überwiegend dessen zweite Hälfte – und die ersten Dekaden des 20. Jh.s umfasst.

Die Frage, wie sich in dieser Zeit die Herstellung und Popularisierung neuen Wissens über die Ozeane auf deren gesellschaftliche Wahrnehmung auswirkte, hat der Geograph Philip Steinberg bereits 2001 diskutiert.¹ Ihm zufolge galt das Meer in den Diskursen der westlichen Moderne gleichermaßen als unzählbare Naturgewalt, als praktischer Verkehrsweg und als Arena geopolitischen Wettstreits – also als beherrschbar und unbeherrschbar zugleich. Werner Tschacher prüft diese Deutung anhand einer Neubetrachtung von Jules Vernes Roman „20.000 Meilen unter dem Meer“ und findet Steinbergs Thesen weitgehend bestätigt. Da sich all die widersprüchlichen Zuschreibungen bei Verne wiederfinden, sieht Tschacher in dem Werk einen idealen Spiegel zeitgenössischer Meeresdiskurse. Gegen eine solche Lesart moderner Meereswahrnehmung als dialektische Gleichzeitigkeit von Beherrschbarkeitsphantasien und Unbezwingbarkeitsmythen lässt sich der Aufsatz von Jens Ruppenthal ins Feld führen. Ausgehend von einer Betrachtung offizieller Seehandbücher, nautischer Nachschlagewerke und populärer Ratgeber über das Segeln konstatiert er, dass die Gesellschaft des deutschen Kaiserreichs das Meer längst nicht mehr als unbeherrschbare Naturgewalt betrachtete. Moderne Boots- und Schiffstechnik sowie das vergrößerte Wissen über die Ozeane ließen die Gefahren der Seefahrt als kalkulierbar erscheinen und ermöglichten mithin die Herausbildung und Popularisierung des Segelsports. Auch im Beitrag von Christian Holtorf erscheint die moderne Meereswahrnehmung weniger als eine Geschichte von Gleichzeitigkeiten denn als sequenzielle Abfolge wechselnder dominanter Vorstel-

lungen. Anhand einschlägiger Texte von Herman Melville, Jules Michelet, Sigmund Freud und Julia Kristeva argumentiert Holtorf, dass das Bild der Ozeane als einer unheilvollen Gefahrenzone in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s der Vorstellung vom Meer als einem faszinierend-erhabenen Naturschauspiel, Sehnsuchtsort und Freizeitraum wich. Im frühen 20. Jh. verbreitete sich dann die Vorstellung von der Wasseroberfläche als einem Spiegel des menschlichen Seelenlebens und in seiner Folge der viel diskutierte Topos des „ozeanischen Gefühls“, der Empfindung einer unauflösbaren Verbundenheit des Menschen mit seiner Umwelt.

Erfreulicherweise beschäftigt sich der Band nicht allein mit den Meeresdiskursen der an Land Gebliebenen, sondern auch mit Akteuren, die selbst zur See gefahren sind. So kann Martina Winkler am Fall russischer Pelzhändler des späten 18. Jh.s zeigen, wie gerade Unternehmer sich wenig um landläufige Vorstellungen und Mythen über das Meer scherten, sondern diesem mit einer pragmatisch-nüchternen Haltung begegneten. Den arktischen Nordpazifik, den die Pelzhändler nach der russischen Eroberung Sibiriens für ihr Gewerbe erschlossen, betrachteten sie mit dem technischen Blick des *Homo oeconomicus* als einen Raum, dessen Besonderheiten zwar eine gewisse Flexibilität erforderlich machten, der sich deshalb aber nicht grundlegend von anderen Räumen ihrer Arbeit unterschied. Anhand britischer und amerikanischer Expeditionsberichte aus dem Nordpolarmeer diskutiert Shane McCorristine, wie Forschungsreisende die arktischen Eislandschaften körperlich erlebten und wie die affektive Dimension dieses Erlebens ihre wissenschaftliche Arbeit beeinflusste.

Mithilfe kulturgeographischer Ansätze weist er nach, dass über das somatische Erleben hinaus auch Träume, Visionen und Vorstellungen von Übersinnlichkeit die Erforschung der Arktis geprägt haben. Und auch Klänge zählten zur sinnlichen Erfahrung des Nordpolarmeers. Obgleich sich die Geräuschkulisse einer Schiffsreise in dieses Seegebiet im Laufe des 19. Jh.s nicht wesentlich verändert haben mag – zumindest nicht in ihrer physikalischen Gestalt als Schallwellen –, tendierten frühe Forschungsreisende dazu, das Eismeer als lärmend zu beschreiben, während später entstandene Berichte es als auffallend still darstellten. Auch Höreindrücke sind also historischen Veränderungen unterworfen, folgert Alexander Kraus in einem der anregendsten Aufsätze des Bandes, und erklärt diesen Wandel wiederum mit allgemeinen Veränderungen in der Wahrnehmung des Meeres – namentlich mit dessen zunehmender Betrachtung als beherrschbar.

Gab also die erlebte Wirklichkeit auf dem Meer den Vorstellungen über dieses ihre Gestalt – oder war es umgekehrt? Die meisten Beiträge gehen von einem wechselseitigen Durchwirken beider Ebenen aus und finden in der Beschäftigung mit der Kategorie „Wissen“ einen Weg, dieser Reziprozität nachzuspüren. Wie neues, auf dem Meer gewonnenes Wissen wirtschaftliche Strategien, politisches Handeln und wissenschaftliche Debatten ineinander verschränken konnte, zeigt Franziska Torma am Beispiel einer Auseinandersetzung im Kaiserreich um 1900 über die Bedeutung von Plankton. An Tormas abschließende Frage nach dem Stellenwert, den die Geschichtswissenschaft einer nicht-menschlichen Daseinsform wie Plankton zumessen sollte, knüpfen drei weitere Bei-

träge an. So erkennt Mareike Vennen dem Aquarium als einem epistemologischem Instrument, das die Generierung von Wissen „unter seine Bedingungen stellt“ (S. 97), Handlungsfähigkeit und mithin die Rolle eines historischen Akteurs zu. Den Ausgangspunkt für diese Deutung bildet die Frage, wie deutsche und britische Amateurwissenschaftler Mitte des 19. Jh.s Zimmeraquarien nutzten, um Wissen über das Meer und seine Bewohner herzustellen. Die frühen Aquaristen betrachteten ihre Glasgefäße als Miniaturen submariner Lebensräume und nahmen an, ihre im Kleinen getroffenen Beobachtungen auf das Große, auf die Ozeane selbst übertragen zu können. In einer ähnlich angelegten Perspektive betrachtet Vennen die Geschichte der dahingehenden Versuche mit ihren Aporien als Mikrogeschichte der experimentellen Wissensproduktion über das Meer.

Die von Bruno Latour und anderen entworfene Akteur-Netzwerk-Theorie, auf die sich solches Reden von nicht-menschlichen Akteuren stützen lässt, kommt im Beitrag von Pascal Schillings noch deutlicher zum Tragen. Ausgehend von einer Neubetrachtung der ersten deutschen Antarktis-Expedition von 1901 bis 1903 argumentiert Schillings, dass es sich bei den Instrumenten der Wissenschaftler wie auch bei den Meeren selbst um Träger von Handlungen, um Akteure handelte. Denn in ihrer intrinsischen Verfasstheit nötigte die dingliche und ökologische Umwelt den Meeresforschern bestimmte Verhaltensweisen ab, drängte sie zu unterschiedlichen Antizipations- und Anpassungsreaktionen, präfigurierte ihre Mobilität und umgrenzte ihre Handlungsmöglichkeiten. Vom Meer als Akteur spricht schließlich

auch Julia Heunemann, die am Beispiel der Strömungskarten des amerikanischen Hydrographen Matthew Fontaine Maury die Herstellung von Wissen über die Ozeane als mediengeschichtliches Phänomen diskutiert. In seinen Karten repräsentierte Maury das Meer nicht länger als statisches Behältnis, sondern als dynamischen Raum, dessen immerwährende Zirkulationsbewegungen ihrerseits „Objekte zum Zirkulieren“ bringen (S. 167). Zwischen dieser Darstellungsform und der ihr zugrunde liegenden Praxis des Generierens von Wissen erkennt Heunemann eine enge Verbindung, denn die von Maury verarbeiteten Daten gingen selbst aus „zirkulierende[n] Referenzen“ ganz unterschiedlicher Disziplinen hervor (S. 168). Mediengeschichtliche Aspekte greift auch der den Band abschließende Aufsatz von Lars Schladitz auf, der den japanischen Walfang im Südpolarmeer anhand seiner schriftlichen und bildlichen Repräsentation in den 1930er Jahren als Ausdruck von Aneignungs- und Selbstverständigungsprozessen betrachtet. Die Entsendung einer hochmodernen Walfangflotte galt in Japan als Symbol für den eigenen Aufstieg zur potenten Industrienation wie auch zur See- und Kolonialmacht. Sie stand für einen technologischen, ökonomischen und politischen Aufbruch, der den Inselstaat auf Augenhöhe zum Westen bringen sollte. Im Südpolarmeer suchte Japan das eigene Leistungsvermögen in einem offenen Wettbewerb mit den etablierten Walfangnationen unter Beweis zu stellen, weshalb die japanischen Ambitionen in diesem Seegebiet zwar weitreichende Nutzungsansprüche, nicht aber territoriale Besitzansprüche beinhalteten.

Das Vorhaben, mit dieser Zusammenstellung eine Brücke zwischen den Diskursen der maritimen und allgemeinen Geschichte zu schlagen, darf als gelungen betrachtet werden. In ihren Herangehensweisen bieten die Beiträge eine hohe Anschlussfähigkeit an aktuelle Debatten in der Geschichtswissenschaft und benachbarten Disziplinen. Und anders, als es Kraus und Winkler in ihrer Einleitung ankündigen, weist der Band durchaus eine hohe Kohärenz auf. Allerdings wird diese nicht zuletzt durch einen ontologischen Eurozentrismus erkaufte: Bis auf Schladitz und Winkler beziehen sich alle Autoren und Autorinnen auf eine als westlich konzipierte Moderne. Über Meereswissen und -wahrnehmung etwa in afrikanischen, lateinamerikanischen oder pazifischen Gesellschaften erfährt man nichts; die in der Einleitung proklamierte pluralistische Auseinandersetzung mit Meereswahrnehmungen von „Menschen unterschiedlichster Kulturen und Zeiten“ (S. 12) findet nur in einem sehr überschaubaren Rahmen und über weite Strecken mit nationalgeschichtlicher Fokussierung statt.

Schade ist auch, dass der Umgang mit Theorien wie der Akteur-Netzwerk-Theorie in den Beiträgen zu eklektisch bleibt, um den angestrebten Brückenschlag auch auf der Ebene theoretischer Debatten zu verwirklichen. Im Lichte der eingangs getroffenen Bemerkung stellt sich schließlich die Frage nach den Kehrseiten der gewählten Strategie: So faszinierend all die Beschäftigung mit der Wissensproduktion und den Wahrnehmungsweisen von Akademikern, Romanciers oder Aquarienbesitzern auch ist (Frauen übrigens tauchen, anders als Gegenstände, in dem Band nicht als Akteure auf) – braucht es für eine „kulturelle

Meeresforschung“ dieser Gestalt noch ein eigenständiges Teilgebiet der Geschichtswissenschaft mit Fachexpertise etwa zu Schiffstechnologien oder Seemannsaltag?

Anmerkung:

- 1 Ph. E. Steinberg, *The Social Construction of the Ocean*, Cambridge 2001.

Ulrich van der Heyden / Wolfgang Semmler / Ralf Straßburg (Hrsg.): Mosambikanische Vertragsarbeiter in der DDR-Wirtschaft. Hintergründe – Verlauf – Folgen (Die DDR und die Dritte Welt, Bd. 10), Berlin: LIT Verlag 2014, 352 S.

Rezensiert von
Brigitta Triebel, Leipzig

Die Herausgeber formulieren im Vorwort dieses Bandes ein geschichtspolitisches Anliegen: Sie verstehen den Sammelband als eine Reaktion auf die von ihnen als einseitig empfundene Darstellung der Lebenswelten von DDR-Vertragsarbeitern/innen in der gegenwärtigen Geschichtsforschung. Die Kritik der Herausgeber bezieht sich auf die Berliner Ausstellung „Bruderland ist abgebrannt“ über vietnamesische Einwanderer¹ und Veröffentlichungen², in denen die Arbeits- und Lebensbedingungen von Vertragsarbeitern/innen in der DDR als schwierig eingeschätzt und für die Betroffenen als desillusionierend beschrieben werden. Dem widersprechen die Herausgeber vehement, die entweder selbst in der DDR wissenschaftlich zu

Afrika gearbeitet haben oder in einem anderen Kontext beruflich mit der Thematik beschäftigt waren. Ihr Anliegen ist es zu belegen, dass die von der SED propagierte Solidarität mit den Unabhängigkeitsbewegungen und den jungen Staaten in der so genannten „Dritten Welt“ durchaus einen Niederschlag in der Lebenspraxis der DDR und im direkten Kontakt zwischen Einheimischen und Ausländern gefunden hat. Dafür wählten sie das Beispiel der Mosambikaner/innen, die nach den Vietnamesen/innen die zweitgrößte Gruppe unter den Vertragsarbeitern in der DDR ausmachten und die bis 1989 auf 15.500 Personen anwuchs.

In der Mehrheit beziehen sich die Autoren im Sammelband auf die Entwicklungen zwischen 1979 und 1989. Mit dem Vertrag über Freundschaft und Zusammenarbeit aus dem Jahr 1979 regelten beide Regierungen erstmalig die Aufnahme und Ausbildung von jungen Menschen aus Mosambik. Die Vereinbarung basierte auf gute Beziehungen Ostberlins mit der Freiheitsfront FRELIMO, die die Unabhängigkeit der afrikanischen Kolonie von Portugal forderte. Bereits vor der staatlichen Souveränität im Jahr 1975 waren Kämpfer der Freiheitsfront zur Ausbildung in der DDR und ostdeutsche Experten unterstützten die Bewegung im tansanischen Exil. Mit dem Zusammenbruch des portugiesischen Kolonialreiches richtete die DDR Studien- und Arbeitsplätze für junge Menschen aus der nunmehr marxistisch-leninistisch ausgerichteten Volksrepublik ein, die nach ihrer Rückkehr die sozialistische Entwicklung ihres Heimatlandes stützen sollten. In dem Jahrzehnt nach dem Vertragsabschluss arbeiteten circa 20.000 Mosambikaner/innen in den